

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 64=84 (1918)

Heft: 27

Artikel: Schiessen und Treffen

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-34444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

oft auf, daß z. B. die eine Einheit für jeden Dienstgrad genügend Nachwuchs besitzt, während bei andern eine große Abweichung in dieser Richtung sich zeigt. So besitzt z. B. eine Batterie 20 Korporale, aber keinen brauchbaren Feldweibel, keinen brauchbaren Wachtmeister etc. — Dies alles liegt nach unsern Beobachtungen, weniger in der ungerechten Zuweisung von Rekruten an die Einheiten, als daran, daß man der genauen Kenntnis des Mannes nicht tagtäglich die, deren Wichtigkeit in Führung und Ausbildung zukommende Aufmerksamkeit schenkt. —

So wichtig die Erstellung der Qualifikationslisten für die spätere Verwendung der Cadres ist, so darf dabei nicht vergessen werden, festzustellen, wer für das laufende, sogar für das folgende Jahr auf die Liste für Spezialkurse und -Schulen zu nehmen ist. Wie ganz andere Erfolge könnten in der Ausbildung erzielt werden, wenn jeder schon lange zum voraus weiß, auf was er sich vorzubereiten habe. — Militärisch vorzubereiten, was eigentlich selbstverständlich sein sollte und in stehenden Armeen direkt verlangt wird. Gleichzeitig kann sich jeder, in seinem Beruf (Geschäft) in aller Ruhe einrichten, er hat genügend Zeit sich auch nach einer eventl. Aushilfe umzusehen. — Aber auch für den Ersatz (2. und 3. Linie — Piketstellung) ist gesorgt. Damit verschwinden unnötige Härten, Rücksichtslosigkeiten und Fehlgriffe, die nicht zu vermeiden sind, wenn Cadres von heute auf morgen aus den Zivilverhältnissen, als Ersatz für Dispensierte herausgerissen werden. Wer als Truppenkommandant gerade in dieser Zeit diese Zustände zu verfolgen Gelegenheit hat, muß sich wundern, wie willig der brave Offizier und Unteroffizier dies alles noch erträgt. Es scheint mir Pflicht jedes Truppenkommandanten zu sein, seinen Untergebenen solche Unzukömmlichkeiten zu ersparen, umsomehr da dies durch eine richtige, einsichtige Ausnützung des Aktivdienstes leicht möglich ist. Vergesse man nicht, eine Bereinigung aller personellen Geschäfte während des Dienstes wirkt fördernd und den Dienstbetrieb erleichternd.

Eng verbunden mit der glatten Erledigung aller dieser Geschäfte ist die richtige Auffassung über die Stellung der *Adjutanten*.

Der Adjutant von heute soll nicht mehr wie früher in erster Linie der fröhliche Gesellschafter, der Befehlsübermittler und Galopin des Kommandanten sein. Die heutige Entwicklung in der Artillerieführung verlangt, daß der Adjutant der erste wichtige Mitarbeiter des Kommandanten sei. Der Adjutant ist der Bürochef, der Gehülfe bei der Erledigung aller Obliegenheiten, der Organisator des Stabes, derjenige, der über alles, was personelle und materielle Kontrollführung anbetrifft jederzeit orientiert ist und bei dem der Kommandant die bereinigten Kontrollen jederzeit zur Verfügung erhält. Hiefür gebrauchen wir ältere, erfahrene, sehr tätige Offiziere, die nach jahrelanger Verwendung in derselben Stellung die nötige Stabilität und Ruhe in den Geschäftsbetrieb hineinbringen und der die Geschäfte auch außerhalb der Militärdienstzeit zu führen hat. Auf sie muß man sich auch außerhalb des Militärdienstes verlassen können, denn da gibts manches zu erledigen.

Die Stellung des Adjutanten früherer Zeiten kann heute mit Leichtigkeit jeder gewandte, junge Ordonnanzoffizier übernehmen.

Die Auffassung, wie sie noch oft über die Stellung des Adjutanten (dessen ewiger Wechsel) bei unserer Waffe herrscht, trägt nicht selten dazu bei, daß der Dienstbetrieb unendlich erschwert und das Vertrauen zum Kommandanten unnötig beeinträchtigt wird. Die heutige Führung verlangt schon von der Abteilung an eine Arbeitsteilung zwischen Kommandant und Adjutant, die dann zur großen Wohltat der Batterien wird.

Der Geschäftsführung aller Artilleriestäbe im Quartier (von der Batterie bis zur Brigade) darf und muß mit Vorteil im Interesse der Truppe mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Dieses Gebiet der Führung liegt vielerorts noch vollständig brach.

Wenn wir uns erlauben hierüber das Wort zu ergreifen, so stützen wir uns auf eigene Beobachtungen und bemerken, daß wir berechtigten Wünschen jüngerer Kommandanten gerne nachkommen und eine allgemeine Aussprache in der Fachzeitung veranlassen möchten.

Brüderlin, Oberst.

Schießen und Treffen.

Une seule balle tue; ne tire que cette balle! Dieser Leitspruch der lange vor Ausbruch des Krieges erschienenen Broschüre des französischen Oberstleutnants Montaigne enthält nicht allein die Quintessenz aller Schießtechnik, er ist zugleich das Fundament jeder Schießausbildung, jedes Schießunterrichts. Präzisionsarbeit allein ist brauchbar, nützlich, fruchtbringend, standhaltend, gut. Hat man diese Grundbedingung wirklich erkannt? Folgt man ihr? Man möchte fast glauben, dies sei noch nicht überall der Fall, bei uns in der Schweiz nicht, anderswo ebensowenig. So schreibt ein französischer auf Erholungsurlaub zu Hause weilender Hauptmann im „Tir national“ in Paris: Dans l'armée beaucoup d'officiers de compagnie croient au tir de précision et en reconnaissent non seulement l'utilité, mais la nécessité; malheureusement il est rare qu'ils soient écoutés dans les dépôts où se fait l'instruction collective du tir. Aussi combien de fois n'ai-je pas constaté au front qu des tireurs qualifiés d'excellents n'ayant jamais pratiqué le tir à petite portée, n'étaient pas en état de toucher une tête d'homme à 50 ou à 100 mètres? Toutes leur balles passaient par-dessus; au contraire, tous ceux que j'avais pu exercer un peu au tir de précision mettaient 4 à 5 balles sur 8 dans une tête au ras du sol. A l'heure actuelle les tireurs expérimentés sont plus indispensables encore qu'au début de 1915; une compagnie dans une tranchée attend de pied ferme une attaque; si les tireurs laissent approcher l'ennemi à petite distance, ils sont assaillis par de meurtriers jets de grenades; il faut donc par un tir précis les empêcher d'approcher... Il est maintenant plus important que jamais d'être bon tireur aussi bien pour la défensive que pour l'offensive.

Wir dürfen nie vergessen, daß in den langen Friedensjahren die Theorie aufgestellt worden war, der künftige Krieg werde nur von ganz kurzer Dauer sein, und die Kämpfe müßten auf großen Entfernungen durch das Infanteriefeuer entschieden werden; durch die Feuerüberlegenheit allein werde alles erledigt, die Entscheidung müsse demnach längst gefallen sein, bevor es zum Nahkampf komme, der höchstens noch bei überraschenden Aktionen eine untergeordnete Rolle spielen dürfte. Allein es kam wesentlich anders, und die noch zu

Anfang der Kämpfe angewendeten taktischen Maßnahmen haben eine gründliche Umänderung erfahren, die Gefechtsführung hat zum guten Teil auf ältere Vorbilder zurückgegriffen: *der Wirkungsbereich des Infanteriefeuers hat sich auf die kürzeren Entfernungen zurückgezogen, und zugleich ist dem Präzisionsschuß das nämliche Wirkungsfeld zugestanden worden*, wie das ehemals für den Pfeil- und Bolzen-, sowie für den frühern Büchsen- und der Fall gewesen ist, bevor die alleinseligmachende Garbenlehre selbst die klarsten Köpfe zu verwirren vermochte. Es wird, wenn einmal die Lehren gezogen werden, gar manches zu überprüfen sein, besonders all das, was den Stellungskrieg betrifft. Da wird der Satz unseres Exerzierreglements kaum aufrecht zu erhalten sein, der lehrt, daß die Infanterie im Feuerkampf gemeinsam mit der Artillerie die Ueberlegenheit über den Gegner zu erringen habe. Heute tritt, nachdem die Geschütze ihr Werk getan, die Infanterie im Nahkampf in Tätigkeit, und da kann nur der sichere Einzelschuß in die Wagschale fallen. In den sich nur wenige Meter gegenüberliegenden Gräben kommt der Feinschütze ebensogut zu seinem Recht, ist dort ein ebenso gesuchter Kämpfer wie in der kühnen Patrouille, beim Handstreich und auf verdecktem Posten, wo er, wie der Jäger auf dem Anstand, das Zielfernrohr auf dem Lauf der auserlesenen Waffe, versehen mit der nötigen Munitionsmenge, dem Gegner den bittersten Schaden zufügt.

Die aufgestellten Behauptungen seien durch ein paar Hinweise aus der Literatur belegt.

Bernhard Kellermann schreibt („Der Krieg im Argonnerwald“, Julius Bard, Berlin): Nur in kleinen Abteilungen war es möglich vorzudringen. Sie krochen wie Indianer durch das Dickicht, rutschten und waten durch Schmutz und Schlamm. Kein Laut, keine Spur vom Feind. Der Wald schwieg. Plötzlich aber bekamen sie Feuer aus nächster Nähe. Der Feind hatte flankierende Stellungen gebaut, lauerte und packte sie urplötzlich mit Spitzkugeln von der Flanke. Das Feuer kam von allen Seiten und es war unmöglich zu sagen, woher es kam. Vom Feinde war nichts zu sehen. . . Im Unterholz und Dickicht stehen vereinzelt, alle zehn, zwanzig Schritt, mittelstarke, hohe Bäume, zumeist Eichen. Dort oben in den dichten Kronen saß der Feind eingekistet. Der Tod lauerte im Unterholz, der Tod lauerte oben in der Luft. Aber nichts war zu sehen. Die französischen Scharfschützen banden sich oben in den Kronen fest. Wurde einer getroffen, so fiel er nicht herunter. Auf diese Weise verbergte der Feind seine Stellungen. . . Manch einen der französischen Scharfschützen, den die Kugel oben in seinem Versteck erreichte, sah man, als das Laub zu fallen begann, in den Kronen der Eichen hängen. . .

Der nämliche Verfasser erzählt an anderer Stelle („Der Krieg im Westen“, S. Fischer, Berlin): . . In einem Verbindungsgraben hat sich, mit zwei Gewehren, ein französischer Offizier eingekistet, der unaufhörlich feuert. Ein Soldat hockt neben ihm und ladet ihm die Gewehre. Es ist ein Einzelgefecht im großen Kampfe. . . Gefangene Kanadier geben beim Ausfragen an: Die Deutschen schießen gut, wir würden niemand raten, den Kopf auch nur für Sekunden aus dem Graben zu strecken. . .

Oberst Müller, der Kriegsberichterstatter des „Bund“, berichtet in seinen „Kriegsbriefen eines

neutralen Offiziers“ (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) über verschiedene Fälle, wo er die Scharfschützen in den Vogesen zu besonderen Leistungen herangezogen sah, wo der Feinschuß die Entscheidung brachte, sowohl auf deutscher wie französischer Seite. Als er die Stellungen am Mönchberg beging, fand er gleich beim Aufstieg die Leiche eines Postens mit Kopfschuß. Jeder Kopf, der sich hier zeigt, empfängt mit mathematischer Sicherheit den Todestreffer, denn drüben sind stets ausgewählte Schützen bereit, mit dem Zielfernrohr ihre Schüsse abzugeben. . . An einer anderen Stelle erzählt er, wie ein in jeder Hinsicht gut vorbereiteter und mit Kraft unternommener Angriff an der unerschütterlichen Standhaftigkeit, Ruhe und Schießfertigkeit der deutschen Jäger scheiterte, die den einzelnen Feind kaltblütig aufs Korn nahmen, sobald sie des Treffers sicher waren. Hauptmann Hans Gobsch spendet in seinem Buch „Vogesenkämpfe“ (Salzer, Heilbronn) den französischen Alpenjägern hohes Lob, deren Schießfertigkeit und Treffsicherheit ihnen, selbst wenn sie nur in wenige Mann starken Patrouillen auftraten, gestatteten, durch ihr ruhiges, wohlgezieltes Feuer größere Detachements zum Stehen zu bringen oder zum Ausweichen zu zwingen: Bei unseren Märschen und Kämpfen müssen wir immer darauf gefaßt sein, von irgend einem Bergkegel oder einer Felswand her mit plötzlichem tödlich wirkenden Feuer überfallen zu werden. Wilhelm Hegeler („Der Siegeszug durch Serbien“, August Scherl, Berlin) schreibt von einer deutschen Patrouille, die in den serbischen Kämpfen ihre Rettung nur ihrer Schießfertigkeit zu verdanken hatte: Rasend in ihrer Ueberraschung, ihrer Verzweiflung, im Vorgefühl des ihnen sicheren Unterganges stürmen die Feinde mit zehnfacher Uebermacht an. Aber mit welcher Kaltblütigkeit schießt das schwache Häuflein. Sie wissen, ein wohlgezielter Schuß ist besser als zehn blindlings hinausgefeuerte. Die Heranstürmenden überschlagen sich, stürzen in schwerem Falle. . . Carl Graf Scapinelli („Von der Adria bis zum Ortler“, München, C. H. Beck) meint, in den Gebirgskämpfen hätten nicht die großen Massen den Sieg gebracht. Hier tritt der Einzelne wieder vor. Mit wenigen, geschulten, mit den Gefahren der Berge vertrauten Leuten hat man dem Feinde den Eingang in die Heimat gewehrt, Kämpfe von Patrouillen, grimmig und zäh, Kampagnieschlachten haben diesen Krieg gegen Italien in Kärnten und Tirol wenigstens entschieden. Auch die Stellungen an dieser Hochgebirgsfront halten wir seit Beginn des Krieges auf diese Weise. Die Kraft der Gegner hat sich in die Gestalten von einigen wenigen gesammelt, sie haben auf hohen Gräten den Weltkrieg für diese Front ausgekämpft. . . Aus dem Ortlergebiet meldet er: . . Da die Uebermacht der Italiener von einem Häuflein Standschützen aufgehalten werden sollte, hat man zuerst daran gedacht, die Verteidigungslinie vielleicht einige Kilometer zurück aus den Gletschern und Firnen herauszunehmen, aber bald ist der alte Offensivgeist der Tiroler erwacht. . . Daß der Geist von 1797, 1809 und 1813, daß der alte Schützengeist auch heute noch in den breitesten Schichten der Bevölkerung wach ist, zeigt die große Zahl von freiwilligen Standschützen, die sich als Hüter der heimatlichen Scholle seit Kriegsbeginn gestellt haben. . . Mit dem Tag der italienischen Kriegserklärung waren sich auch die letzten Männer ihrer

Aufgabe für die Heimat bewußt. Die daheimgebliebene Volkskraft, die der Staat zur Verteidigung seiner Grenzen nicht herangezogen, meldete sich freiwillig, und aus den kernigen Alten, aus den sehnigen Jungen wurde ein freiwilliges Schützenkorps gebildet . . . In kleinen und kleinsten Abteilungen an die wichtigsten Stellen geschoben, haben diese Standschützen dem Feinde das Eindringen ins Land durch sicheres Feuer unmöglich gemacht. Fritz Droop („Aus dem Vogesenkrieg“. Straßburg R. Schultz & Co.) erzählt vom Lingskopf: Groß ist die Gefahr des plötzlichen Ueberfalls. Die Franzosen haben hier neben verteilten Scharfschützen ihre aufmerksamen Posten aufgestellt. Und Karl Strobl stellt fest („Der Krieg im Alpenrot“. Berlin-Wien, Ullstein & Co.), daß diesen Krieg nicht allein die überlegene Feldherrenbegabung gewinnen wird. Nicht nur die Stäbe in den Tälern hinter der Front machen ihn, sondern die Front selbst, der einzelne Mann, der hinter einem Felsblock kauert und die Jägerausdauer hat, stundenlang auf den Schuß zu warten . . . Ich konnte mich selbst überzeugen, wie sie sich halten. So als wäre das nicht etwa eine eklige Sache, den Feind einige hundert Meter über sich zu wissen, sondern die allereinfachste und selbstverständlichste Geschichte von der Welt. Man darf nur eben nicht viel den Kopf heben, sonst knallts. Aber dann knallts zurück und so gut die Alpini schießen, die Nieder- und Oberösterreicher, die hier stehen, schießen noch besser. Sie verpuffen die schöne Munition nicht gern, es muß schon treffen, wenn sie abdrücken. Ein Kadett ist da, der hat mit Hilfe des Zielfernrohrs schon sechzig und etliche Alpenjäger weggeputzt. Das ist nicht eine Zahl nach der englischen oder italienischen Siegesmathematik, sondern eine sehr reelle Zahl von astronomischer Genauigkeit. Er steht stundenlang an seinem Gewehr und lauert; er vergißt das Essen und das Trinken und das Schlafen. Es ist eine Leidenschaft, eine Art Besessenheit. Wenn er einen in seinem Feuer über die Felsen rollen gesehen hat, dann macht er einen Strich in sein Notizbuch . . . Wachtmeister Eugen Krämer, Geb.-I.-Kp. III/77, bestätigt das Verhalten in seiner warmherzigen Schrift „Das weiße Kreuz im roten Feld“ (St. Gallen. W. Schneider & Co.) mit den Worten: . . . Und wenn stundenlang alles schweigt und der Alpino zu keck wird beim Graben- und Hüttenbau — plötzlich sinkt er zusammen, und von den Felsen herüber hallt das Echo eines Gewehrschusses: der Standschütze drüben hat stundenlange ausgeharrt, aber sein Opfer gefordert. In seinem flott geschriebenen „In der Schwarmlinie des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen“ erzählt Norbert Jacques (Berlin. S. Fischer): So oft einer von uns, um besser zu überblicken, den Kopf über die Böschung streckt, fliegts wie Peitschenknall wütend heran und zischt nahe vorbei. Man weiß dann: der Russe hat gelauert! Und nennt ihn einen Schweinehund. Im eigenen Graben heißen diese Leute hingegen Scharfschützen. Drüben an einer Waldecke sieht man mit dem bloßen Auge in dem beschneiten Erdwall einen eisernen Schutzschild, der grün angestrichen ist. Es ist eine verschließbare Schießscharte drin. Man sieht, wenn sie geschlossen ist und wenn sie geöffnet wird. Ein blonder Bursche liegt den ganzen Tag über diesseits an seinem Gewehr. Der Trütz sitzt ihm unter der Unterlippe wie ein eingekrallter

Schatten. Er paßt ununterbrochen auf den grünen Schild auf; sobald es dort schwarz an der Schießklappe wird, geht er ruhig mit seinem Visier und seinem Lauf die russische Böschung hinan und legt seine Kugel in den schmalen schwarzen Spalt. Gleich überfallen die kleinen Löcher neben dem Schutzschild unsere Böschung mit einem regelmäßigen, besonnenen Feuer. Man hört die Kugeln vor dem Schießloch in den Boden gehen. Dann streift der Scharfschütze bedächtig und doch rasch die kleinen Löcher drüben ab und bald geben sie Ruhe. Es gibt Tage, wo die Russen unten im Dorf Arbeiten zu verrichten haben. Sie müssen aus dem Graben und stürmen das kleine ungedeckte Stück zwischen dem Haus mit dem Blechdach und dem Stall mit dem Strohdach unversehens durch. Dann geht sich der Scharfschütze seine besondere Stelle aussuchen. Er ist kalt und rasch wie der Wind. Zugleich sieht, zielt, schießt, läßt und beobachtet er den Erfolg seines Schusses. Seitdem er an einem Tage zehn Treffer gezählt hat, ist er etwas schwermütig, weil er bei der überaus großen Vorsicht der Russen diese Zahl nicht mehr erreicht . . . Bei den Einmarschkämpfen des deutschen Alpenkorps in Rumänien hat ein bayrischer Prinz den Tod erlitten. Nach Major Endres („Der Krieg gegen Rumänien“. München-Leipzig. F. Seybold) war er seinem Regiment, dem auf allen Kriegsschauplätzen berühmten bayrischen Leibregiment, voraus zur Erkundung geritten und fiel der Kugel eines feindlichen Scharfschützen zum Opfer. Albert Erlande („En campagne avec la Légion étrangère“. Paris. Payot & Cie.), berichtet: Dans les premières lignes ennemies, abrités par des plaques d'acier: un capitaine allemand. Près de lui, quatre fusils, dont un surmonté d'un appareil optique. Un excellent tireur que cet officier sans doute! A dix mètres devant lui, et à quelques pas de distance, sont tombés trois de nos commandants et deux capitaines . . .

Interessante Mitteilungen macht auch Alexander von Bülow in seinem trefflich geschriebenen gemein lezenswerten Buche „Die Jäger vor!“ (Leipzig. F. A. Brockhaus), obgleich wir die dort angegebenen Entfernungszahlen anzuzweifeln gestatten: . . . Das Bild ist unverändert. Nur schlagen jetzt häufiger Geschosse bei uns ein. Besonders an den Felsvorsprüngen darf sich niemand zeigen, sonst kommen sofort Kugeln angezischt. Die Franzosen müssen drüben gute Beobachtungsposten haben, aber wo? Ich krieche vor an den Felsen. Endlich habe ichs. In zwei neben einanderstehenden Tannen sind Kanzeln eingerichtet, auf jeder sitzt ein Schütze . . . Ein mit Namen genannter Jäger macht sich anheischig, die beiden unschädlich zu machen und bringt es zustande, trotzdem die Entfernung 1700 m betragen hat (!) Das war sachgemäße Jägerarbeit. Zwei Kerls auf 1700 m mit vier Schuß! (?) An einer anderen Stelle schreibt er: . . . Da fällt ein Schuß. Neben mir der Jäger stöhnt auf, faßt nach der Schulter und bricht zusammen. Woher kam das? Von oben saust ein Lebelgewehr herab. Ein Alpenjäger in der Spitze der Fichte! Das war der Schütze . . . Und endlich noch eine Darstellung: . . . Nun unsere Jäger! Wie auf der Hasenjagd schießen sie: . . . freuen sich über ihr sicheres Schießen und holen sich gegenseitig das Ziel vor der Büchse weg.

Eine ganze Menge lehrreicher Beispiele finden sich in dem vom k. u. k. Kriegsarchiv herausge-

gebenen von Oberst Alois Veltzé, Vorstand der Schriftenabteilung, redigierten Werk „Unsere Nordfront. Episoden aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Armee im Weltkrieg 1914/16.“ (Wien, Manz), die den Vorzug haben, sicher authentisch zu sein. Da findet sich z. B. eines unter der Ueberschrift „Bergschützen“. Es wird erzählt, wie sich in Polen Sibirier und Tiroler gegenüberlagen. Erstere mochten wohl auch schon bei der Pelzjägerei harter Abenteuer genug bestanden haben. Sie verstanden sich wenigstens aufs Schießen und das hat den Tirolern immer gefallen. Als eine russische Maschinengewehrabteilung in Stellung ging, rannte ein Zugführer (Unteroffizier) mit einigen Bestschießern nach rechts rückwärts in ein Granatloch. Und jetzt gabs Teilerschüsse auf lebende Russenscheiben. Der Unteroffizier aber schoß bedächtig die „Maschinengewehrmandln“ weg und rettete damit seine Kompanie vor dem sichern Untergang im Flankenstreueuer. Ein anderes Bild: Russische Streifkommandos taten den österreichischen Truppen in den Karpathen großen Abbruch. Da wurden kleine Detachements ausgezogener Schützen seitlich und vor die Bataillone gesandt. Vor einer solchen zweiköpfigen Einheit wird gemeldet, daß sie kühn einer starken Streifpatrouille entgegenging, sie durch Geschrei zu täuschen suchte und dann in nächster Nähe aus einem Gebüsch heraus das Feuer auf die Ueberraschten eröffnete. Sie schossen so sicher und unterstützten einander in den Feuerpausen so wirksam, daß die ohnehin erschreckte russische Patrouille vollständig getäuscht wurde und, durch die am Boden liegenden Verwundeten beeinflusst, es für das beste hielt, ihr Heil in der Flucht zu suchen . . . Umgekehrt hat schon oft schlechtes Feuer den Mut des Gegners gehoben. Auch darüber stehen Beispiele zur Verfügung.

Die Tiroler haben sich überall durch ihre Schießfertigkeit ausgezeichnet. Am Tag Mariae Geburt 1914 haben sich Tiroler Landesschützen besonders hervorgetan. Nachdem die Russen sie mit stundenlangem Artilleriefeuer niedergekämpft zu haben glaubten, gingen sie zum Sturme vor. Doch als sie schon ganz nahe waren, da fuhr der Tod unter sie, riß breite Lücken in ihre Reihen und mähte sie nieder, daß die Leichen sich türmten. Was am Leben blieb, jagte in panischem Schrecken zurück, verfolgt von den todbringenden Schüssen der Tiroler.

Und nochmals komme ich auf Oberst Müller's „Kriegsbriefe eines neutralen Offiziers“ zurück, in deren zweitem Teil dargelegt wird, wie man auf deutscher wie französischer Seite nicht nur den Genausschuß schätzt und sorgfältig pflegt, sondern auch, wie man die Genausschützen zu verwenden versteht. Ein Beispiel vom Hartmannsweilerkopf, das ein Besucher anführt, diene zur Illustration: Plötzlich kracht neben meinem Kopfe der Stein, daß mir die Körner um die Ohren spritzen, und matt fällt ein kupfernes Ding, wie eine kleine vielgezackte Koralle, auf den Grund des Grabens. Es ist ein zeretztes französisches Infanteriegeschoss, das noch glühend heiß ist. Das war Emil, sagt gleichmütig der nächste Horchposten. Und ehe wir fragen können, wer das ist, schwirrt einem meiner Begleiter eine Kugel über den Kopf, und der Inhalt eines zerschossenen Sandsacks rieselt über seine Schulter. Das war wieder Emil, sagt der Posten. Emil und

August nennen die Soldaten zwei französische Scharfschützen, die von früh bis spät unermüdlich in bestimmte Grabenabschnitte hineinschießen.

Man darf eben nie vergessen, daß solche Grabenschützen ohne Belästigung ruhig und ungestört wie auf dem Schießplatz zielen, wieder absetzen und ihren Schuß endlich abgeben können, wenn sie ihres Zentrums Treffers durchaus sicher sind. Deswegen ist auch die Theorie falsch, die behauptet, alles Nahfeuer sei durchaus unwirksam. Gewiß dürfte das, wie uns zahllose Beispiele aus frühern Kriegen beweisen (s. z. B. meinen Aufsatz „Der Hochschuß“ in Nr. 37 und 38 der „Militärzeitung 1915“, sowie „Weiteres zum Kapitel vom Hochschuß und den moralischen Werten“ in Nr. 42 und 43 der „Militärzeitung 1915“, auf die ich hier zum Teil zurückkommen muß), der Fall sein, wenn der Mann sich nicht sicher fühlt, ist er aber gut gedeckt, so fällt der Grund für die schwache Wirkung dahin. Es kommt also ganz auf die Verhältnisse an. Es ist ferner durchaus falsch, immer nur das Massenfeuer in Betracht zu ziehen, alles einzig und allein auf dessen Wirkung abstellen und den Einzelschuß in der Garbe aufgehen zu lassen, ihn also nur als Teilchen, gleichsam als Atom der Garbe in Rechnung stellen und immer nur mit letzterer rechnen zu wollen. Das führt zu ganz unklaren Begriffen und infolgedessen zu falschen Schlüssen. Die beiden französischen Generale Maunoury und sein Begleiter, die durch das nämliche Geschöß schwer verletzt worden sind, haben ihre Wunden nicht der Massenfeuergarbe, sondern dem gutgezielten, wohl überlegten Einzelschuß eines tüchtigen Schützen zuzuschreiben. Es ist also verhängnisvoll, alles über einen Leisten schlagen zu wollen, doppelt verhängnisvoll im Kriege, der das Unmögliche möglich, das Mögliche unmöglich macht und nicht nur Ueberraschungen, sondern oft genug — das zeigt der gegenwärtige besonders klar — eine Umwertung aller Werte mit sich bringt.

Heute greift auch der Offizier zum Gewehr — ein paar Beispiele sind bereits erwähnt — und stellt seine bessere Schießausbildung in den Dienst seines Heeres. Hauptmann Michel schreibt seinem Knaben („Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn“, Berlin. S. Fischer.): Dann muß ich Dir heute noch etwas schreiben, das ich eigentlich nicht gern tue: ich habe vor fünf Stunden einen Feind getötet. Es ist ja möglich, daß ich schon einige Russen erschossen habe, denn wenn wir im Schützengraben liegen, schieße ich immer fleißig mit. Heute war es anders. Er war so nahe, daß ich hätte seine Sommersprossen im Gesicht zählen können. Ich stürmte mit meiner Kompanie einen russischen Schützengraben, und dabei erschlug ich ihn mit dem Gewehrkolben. Den Säbel lasse ich immer zurück, im Kampfe trage ich ein Gewehr. Hauptmann Böhme („Von der Bzura zum Narew“ in „Vorm Feind, Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer“, herausgegeben von Paul Hildebrandt. Leipzig. Quelle & Meyer.) bemerkt: Auch die meisten Offiziere tragen beim Sturme das Gewehr. Der Säbel ist in diesem Kriege fast außer Gebrauch gekommen. Und Leutnant Wittich erzählt im gleichen Buch: Einige Posten wurden beauftragt, jeden russischen Kopf, der sich drüben zeigen sollte, unter Feuer zu nehmen. Auch ich nahm meine Zielfernrohrbüchse und harrete der Dinge die da kommen sollten . . . Der Offizier hat also eingesehen, daß der alte Scharnhorst Recht hatte,

als er behauptete: Das gute Schießen der Infanterie ist und bleibt die Hauptsache — es allein entscheidet das Gefecht. Das *gute* Schießen, wohlverstanden. Le feu est tout, hat Napoleon gerufen, le reste est peu de chose. Sollte dieser Ausspruch heute nicht ganz besonders beherzigenswert geworden sein?

(Schluß folgt.)

Augenblicksbilder aus der Schlacht bei Cambrai.

Von einem Artilleristen.

Der deutschen „Militärzeitung“ Nr. 6 vom 6. Februar 1918 entnehmen wir folgende lebensvolle Szene:

Endlich sollte es vorwärts gehen, endlich sollte der Feind unseren Angriff kennen lernen. Für uns Artilleristen, die wir immer an der Westfront standen, doppelt schön, daß wir endlich mal wieder auf unsere Pferde durften. So gut wie in den Augusttagen 1914 ist ja unser Pferdmaterial nicht mehr, aber es wird schon klappen.

Ein richtiger feuchter Novembermorgen war der Dreißigste, als das Trommelfeuer einsetzte. Die Protzen stehen hinten bereit und werden noch während der Artilleriesvorbereitung dicht an die Batterie herangezogen. Jetzt beginnt unser Infanteriesturm, und die Stoßgruppe der Artillerie geht mit der vorderen Infanterie los. Nach zehn Minuten geht sie jenseits des vorderen feindlichen Grabens in Stellung. Die Beobachtung hat alles verfolgen können, und nun heißt es auch für uns: Stellungswechsel vorwärts! Der Feind schießt wenig, aber man fährt doch besser nicht auf den Straßen, und so geht es querfeldein. An der neugebauten Scheldebrücke staut es sich ein wenig. Jede Batterie hat die erste sein wollen, und so gibt es etwas Aufenthalt; aber hinüber kommen wir. Die Batterietrupps sind schon vorn auf den Höhen zur Erkundung, und alles spielt sich ganz planmäßig ab. Den frischen Reitergeist haben wir Artilleristen im jahrelangen Stellungskrieg noch nicht verlernt. Die Meldereiter flitzen umher und orientieren dauernd über das Vorgehen und die Stellung unserer Infanterie. Aber da ist der Haken! Die Infanterie hat lange Beine und ist schnell nach vorn ausgerissen. Schon ist sie 8 km über die Schelde hinüber. Also: vorwärts, ihr nach! Schwieriges, tiefes Gelände macht schwere Arbeit für unsere vierfüßigen Kameraden; aber jeder Führer weiß, was es gilt, und kennt noch unsere alte Parole: „Ran an den Feind.“ Die Abteilungsstäbe sind vor und kommen auf den Höhen östlich Gonzeaucourt an. 1500 m vor uns liegt die Infanterie auf den anderen Höhen, also schnell nach vorne zur genauen Orientierung. Aber auch der Feind hat Augen und setzt mit kräftigem Maschinengewehrfeuer selbst auf einzelne Reiter ein. Was kümmern uns die Mückenstiche! „Durch!“ ist die Parole und vorwärts geht es.

Vorn sieht es brenzlich aus. Man sieht dicke feindliche Truppenmassen, die sich zum Gegenstoß sammeln. Es jubelt jedes Artillerieherz über die herrlichen Ziele. Aber noch können die Batterien nicht da sein. Das Maschinengewehrfeuer wird dichter und dichter und schon setzt der gegnerische Angriff ein. Da endlich kommen die ersten Geschütze an. Die Batterie ist 10 km durchgetrabt und die Pferde sind völlig erschöpft. Der Boden ist tief, aber durch kommen sie. Der Batterieführer steht auf der Höhe und laut tönt sein Kommando:

„Offene Feuerstellung!“ Gottlob, also endlich einmal wieder! Und jedermann weiß, was es heißt, auf 1500 m im tollsten Maschinengewehrfeuer abzutrotzen. Aber es geht wie auf dem Exerzierplatz, und schon donnern die ersten Grüße zum Feinde hinüber. „2000 und 1800!“; denn wir müssen uns von hinten heranschleichen, um unsere Infanterie nicht zu gefährden. Der letzte sitzt mitten im vorgehenden Feind. Und nun raus, was in den Rohren ist! Ach, es ist doch was anderes als im Stollen hocken und aus verdeckter Stellung abziehen, hier oben auf den Bergen, wo jeder Kanonier sieht, was er trifft.

Das Schnellfeuer wütet furchtbar in der gegnerischen Infanterie. Auch andere Batterien sind jetzt herangekommen. Aber es ist wohl eine volle Division, die dort über die Höhe hervorbricht. Auch rechts und links scheint sich etwas vorzubereiten. Die Aufklärungspatrouillen spritzen nach den Seiten und kommen mit bösen Meldungen wieder: „Ueberall starke Angriffswellen im Gelände! Nicht alle kommen zurück, mancher Sattel ist leer. Reitertod — Reiterehre! Die Munition geht zur Neige. Offiziere sind nach hinten geschickt, Kolonnen zu suchen, und die Kolonnen kommen, ausgepumpt bis aufs letzte. Offen müssen sie im Flankenfeuer zu den Geschützen, und es geht. Wie durch Wunder, kein Mann Verlust.“

Ein Glück, daß die Munition da ist; denn drüben wird der Feind dichter und dichter, und schon ist unsere Infanterie, dem gewaltigen Stoß ausweichend, etwas zurückgenommen worden und liegt in den Batteriestellungen. Jedes Gewehr muß ran; was die Batterie entbehren kann, liegt mit dem Karabiner in der Infanterielinie und feuert. Die Feinde fallen zu Hunderten. Da links anreitende Kavallerie. Eine volle Brigade ist es. Auf 1500 bis 1000 m kommen sie heran, dann bricht ihr Schneid im massierten Infanteriefeuer zusammen. Nur Trümmer kehren zurück. Dazwischen wieder neue Kolonnen. Dort halb links Maschinengewehrnest; und dort, was kommt dort hinten heran? Täuscht das Auge? Nein, Tanks sind es, die zum Gegenstoß ansetzen! Eins, drei, fünf, nein, zwanzig Tanks auf einmal. Rasender Zielwechsel. Da gibt es kein Scherenferrohr mehr und kein Fernglas. Offen steht der Batterieführer neben seiner Batterie und gibt Anweisungen. Er muß brüllen, um sich verständlich zu machen in dem Höllenlärm; aber die Kanoniere verstehen, was er will. Das jeweils wichtige Ziel wird vom Geschützführer und Richtkanonier selbständig eingerichtet. Schon kommt hinter den Tanks eine neue Kavalleriebrigade heran. Sie erleidet das Schicksal der ersten, aber die Tanks kommen bedrohlich näher. Eine Haubitzbatterie, die bis dahin aus verdeckter Stellung schoß, protzt auf und fährt im Galopp vor der Infanterie auf. Beobachtetes wohlgezieltes Einzelfeuer, und Tank auf Tank steht in Flammen; dazwischen die immer vorgehende Infanterie, Teile der Kavallerie, die gesammelt von neuem versucht, einzuhaufen, Maschinengewehre zu Hunderten, dazu die Haufen der Tanks. Ein Zielfeld, wie es der Artillerist höchstens im Traume bis dahin gesehen hat. Pferde und Menschen werden auseinandergerissen, und in den Tanks fortgesetzt Explosionen. Im Dämmer — es ist inzwischen Nachmittag geworden — sieht das Schlachtfeld noch gespenstischer aus. Die Kanoniere sind in Schweiß gebadet, obgleich es